

Michael Klessmann

DASS ICH WIRKLICH ETWAS WERT BIN

*Jugendliche auf der Suche nach
Identität und Selbstwert*

Die Mitarbeiterin einer Suizidnachsorgestelle einer süddeutschen Großstadt wird von der Intensivstation eines Krankenhauses angerufen: Katrin, ein 16 Jahre altes Mädchen, ist nach einem Suizidversuch mit 80 Tabletten und Alkohol eingeliefert worden. Sie ist inzwischen außer Lebensgefahr und würde gerne mit einer Frau über ihre Situation reden.

Die Mitarbeiterin der Suizidnachsorge trifft ein etwas pummeliges, rothaariges, nicht besonders hübsches Mädchen, das offensichtlich froh ist, von sich erzählen zu können:

Katrin ist die einzige Tochter ihrer Eltern. Der Vater (55 Jahre alt) ist von Beruf Maurer, nach ihrer Darstellung ein eher zurückgezogener, schweigsamer Mann, der an Wochenenden häufig trinkt und dann gelegentlich auch gewalttätig wird. Die Mutter (49 Jahre alt) schildert Katrin als energisch, dominant und wenig einfühlsam; sie geht wochentags putzen.

Katrin hat gegen den anfänglichen Widerstand der Eltern durchgesetzt, daß sie das Gymnasium besucht; sie ist eine mäßige Schülerin; wenn sie sich anstrengt, kommt sie jedoch ganz gut zurecht – aber sie hat in letzter Zeit immer weniger Lust gehabt, sich anzustrengen. Wozu auch?

Sie hat irgendwann plötzlich wahrgenommen, daß sie sich für ihre schon relativ alten Eltern schämt: Die sind bieder und kleinkariert

und reagieren oft so verständnislos und mit Strafen (z.B. Hausarrest); Katrin ist wütend und verzweifelt zugleich, wenn sie an ihre Eltern denkt. Und je kleinkariierter die Eltern reagieren, desto ausgeflippter hat sie sich verhalten.

Sie gerät an einen Freund aus der Punker-Szene – was den Vorteil hat, daß ihre Pummeligkeit, unter der sie ziemlich leidet, dort keine Rolle spielt. Schöbige Kleidung und wilde Frisuren, die zu Hause immer wieder kräftige Auseinandersetzungen auslösen, sind bei den Punkern normal und selbstverständlich. Aber sie isoliert sich dadurch auch von den anderen Freundinnen und Freunden im Gymnasium, die Katrin z.T. wegen ihrer »besseren« häuslichen Situation heimlich beneidet.

Als die Beziehung zu dem Freund schwierig wird und er droht, sie zu verlassen, gerät sie in Panik. Er ist ihre letzte Stütze; sie hat sonst niemanden mehr, mit dem sie offen und vertraut reden kann.

Zu der Mitarbeiterin von der Suizidnachsorge sagt sie: »Wissen Sie, ich hatte mir das schöner und leichter vorgestellt, erwachsen zu werden. Aber dieser ewige Kampf, zu Hause mit meinen Eltern, in der Schule und jetzt auch noch mit meinem Freund – ich konnte einfach nicht mehr.«

Dieses Beispiel deutet an, *wie komplex und wie verletzlich* der Prozeß der *Suche nach Identität und Selbstwert* ist, wie mühsam und anstrengend er von den Betroffenen erlebt werden kann und wie leicht er scheitert oder in die falsche Richtung geht.

Was muß geschehen, damit ein Mädchen, eine junge Frau wie Katrin (oder analog ein Junge, ein junger Mann) ein Gefühl, etwas wert zu sein, entwickeln kann und dadurch die unvermeidlich mit der Bildung von Identität verbundenen Krisen durchstehen und überwinden kann?

Drei unterschiedliche Krisenerfahrungen müssen von Jugendlichen bewältigt werden, um zu einem Gefühl von Identität und Selbstwert zu finden: die *Krise gesellschaftlicher Lebensbedingungen* und Zielvorstellungen, die einerseits alle Jugendlichen gleichermaßen betrifft, die andererseits je nach Geschlecht, Kultur und sozialem Status (Ausländer, Minoritätsgruppen!) doch sehr unterschiedlich erlebt werden kann; die *normative Entwicklungskrise* der Adoleszenz, und mögliche und wahrscheinliche *situative Krisen*.

Der Wandel der gesellschaftlichen Wirklichkeit

Die Krise gesellschaftlicher Lebensbedingungen und Zielvorstellungen konkretisiert sich für Jugendliche in vielen einzelnen Anlässen, die *Angst und Entfremdungsgefühle* auslösen: »Ich habe Angst vor Aids, vor Umweltkatastrophen, daß einer auf den falschen Knopf drückt und eine Atombombe hochgeht ...«, sagt ein 15jähriger Junge. Manchmal sind die Anlässe hochdramatisch, wie der Krieg am Persischen Golf, der gerade die Jugendlichen in der BRD in bisher nicht gekanntem Ausmaß erschreckte und politisierte. Insgesamt jedoch bilden solche Anlässe (z.B. die ökologischen Bedrohungen) eher eine Art von *Hintergrundzenario*, das ein dauerhaftes, latentes Gefühl von Unsicherheit freisetzt und die Zukunftsvisionen der Jugendlichen einschränkt. Dieses allgemeine Gefühl von Unsicherheit, das nach außen hin nur selten direkt in Erscheinung tritt, wird verstärkt durch zusätzliche *Faktoren*:

Die *verlängerte schulische Sozialisation*, die kaum noch gemeinschaftsbildend, sondern vorwiegend leistungsorientiert ist, stellt die Jugendlichen in die Spannung, daß sie einerseits ihre Fähigkeiten und Potenzen so weit wie möglich entwickeln sollen, daß sie andererseits wenig Möglichkeiten haben, eben diese Fähigkeiten in einer für die Gesellschaft relevanten und von ihr anerkannten Weise zum Ausdruck zu bringen. Teenager sind keine Kinder mehr und noch keine Erwachsenen – sie haben in dieser Zwischenzeit kaum Möglichkeiten, eine ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemessene Autonomie zu entwickeln. In der Werbung werden sie wie Erwachsene behandelt – sie sind die zukünftigen Konsumenten – und ihr Wunsch nach sofortiger Bedürfnisbefriedigung (»Genuß sofort«) wird angestachelt. In der sozialpolitischen Realität dagegen gelten sie nach wie vor als Kinder, die selbst in der Schule kaum etwas zu bestimmen oder zu entscheiden haben. (Man denke an die sogenannten »Mitverwaltungsorgane« in der Schule, die vorwiegend Alibifunktion haben, weil sie die Schüler von allen wirklich wichtigen Entscheidungen ausschließen.)

Viele Jugendliche leben in *zerbrochenen Familien*, in denen sie weniger emotionalen Halt und glaubhafte Zukunftsperspektiven finden. Es fehlt ihnen ein Partner, der sie – in Auseinandersetzung und Zuwendung – ernst nimmt, so daß sie selbst lernen können, sich zu spüren

und ernst zu nehmen. Permissive und undeutliche Erziehungsmaximen fördern Unsicherheit und eventuell sogar Haßgefühle.

Es gibt in unserer Gesellschaft keinen tragfähigen Konsens über verbindliche Normen und Werte mehr; individuelles und kollektives Verhalten ist weitgehend beliebig geworden; Kirchen, Gewerkschaften oder andere gesellschaftliche Gruppierungen haben nur noch geringe wert- und konsensbildende Funktion, stellen *kaum noch glaubhafte Identifikationsfiguren* zur Verfügung. Der dadurch mögliche Zuwachs an individueller Freiheit wird erkaufte durch zunehmende Orientierungslosigkeit: Was kann eine(r) noch mit sinnvoller Zukunftsperspektive hoffen, glauben und tun? Wie kann eine(r) ein Gefühl entwickeln, ein unverwechselbares Individuum zu sein, wichtig zu sein, gebraucht zu werden?

Das Risiko, daß Jugendliche angesichts dieser spannungsreichen gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen ihre Frustration und ihren Ärger ausagieren in Form von Vandalismus, Drogenmißbrauch, Kriminalität, oder in Passivität, Depression und suizidale Handlungen flüchten, ist groß.

Persönliche Entwicklung und Prozesse der Krise

Die zweite Krise ist die normalerweise mit der Entwicklung der Adoleszenz verbundene *sozio-psycho-biologische Krise* der Identität. *Identität* ist nach E.H. Erikson »ein Gefühl, im eigenen Körper zu Hause zu sein, ein Gefühl zu wissen, wohin man geht, und eine innere Überzeugung von der antizipierten Bestätigung durch die, auf die es ankommt«¹. Während Erikson stärker das Moment der Kontinuität in der Selbstwahrnehmung und Selbsteinschätzung betont – eine Kontinuität, die sich im Lauf der verschiedenen Lebensphasen langsam aufbaut –, betont der symbolische Interaktionismus die Notwendigkeit, sich ständig wechselnden Anforderungen sowohl anzupassen als auch sich von ihnen abzugrenzen, um zugleich Zugehörigkeit und Einzigartigkeit unter Beweis zu stellen.²

Selbstwert meint ein Gefühl, etwas wert zu sein, gebraucht zu werden, anerkannt zu sein; es wächst aus einem langen Prozeß der gegenseitigen Wertschätzung und Anerkennung durch wichtige si-

gnifikante andere. »Das Selbstwertgefühl eines Menschen entsteht aus den Generalisierungen seiner erfahrungsabhängigen Selbstbewertungen ... Das Selbstwertgefühl ist somit eine gegenstandsgerichtete, integrierte Befindlichkeit des Menschen, die sich in einer Reihe empirisch belegter Komponenten ausdrückt: Wohlbefinden und Selbstzufriedenheit, Selbstakzeptierung und Selbstachtung, Erleben von Sinn und Erfüllung sowie Selbständigkeit und Unabhängigkeit.«³ Diese im Soziologendeutsch formulierte Definition klingt in den Aussagen von Jugendlichen beispielsweise so:

■ Ein 16jähriger Berufsschüler: »Seitdem ich in München bin, schätze ich mich viel höher ein, denn ich kann, seitdem ich in der Lehre bin, viel mehr. Ich bin viel selbstbewußter und auch eingebildeter als früher, ich rede jetzt auch sehr viel mehr als damals, denn ich komme aus einer kleinen Stadt, und dort gibt es andere Anschauungen als in München.«

■ Eine 16jährige Berufsschülerin: »Meine Mutter wurde krank und kam zwei Monate ins Krankenhaus. Ich mußte im Haushalt alles erledigen. Ich weiß jetzt genau, was ich leisten kann, und habe mehr Selbstvertrauen. Ich weiß, daß ich etwas leisten kann.«⁴

Identität und Selbstwert sind eng miteinander verknüpft; beide sind, wie die Zitate von Erikson und Hauser andeuten, mehrdimensional. Zu unterscheiden, aber natürlich nicht zu trennen sind:

- die körperliche Dimension,
- die intellektuelle und ideologische Dimension,
- die emotionale und soziale Dimension und
- die Dimension von Arbeit und Leistung.

Das Körpergefühl und das dazugehörige Körperbild (oder Körperschema) ist Grundlage und wesentlicher Bestandteil jeder Identität. Die allerersten Wahrnehmungen des Kindes sind körperliche Empfindungen: Hunger – Sättigung, Kälte – Wärme, Anspannung und Angst – Gehalten-werden und Entspannung. Aus der Strukturierung dieser Wahrnehmungen entsteht allmählich ein Körpergefühl mit einer bestimmten positiven oder negativen emotionalen Qualität (»Dies bin ich, dies ist mein Körper im Unterschied zu anderen; manchmal fühlt er sich gut an, manchmal aber auch nicht«), je nachdem, wie die

Mutter (oder eine andere Pflegeperson) mit diesem Körper umgegangen ist. Und dieser Körper ist vorhanden als inneres Bild, als Summe eigener Empfindungen und Wahrnehmungen und fremder Maßstäbe, etwa der familiären oder gesellschaftlichen Vorstellungen im Blick auf einen idealen Körper. Deswegen müssen das eigene Körperbild und der tatsächliche (von anderen wahrgenommene) Körper keineswegs übereinstimmen.

Es ist offensichtlich, daß das schnelle körperliche Wachstum in der Pubertät das bisherige Körpergefühl und -bild durcheinanderbringt. Vor allem die Entwicklung der sekundären Geschlechtsmerkmale löst neue und verwirrende, verunsichernde Körperempfindungen und ein neues Körperbild aus; von daher braucht es Zeit, bis sich das Mädchen als Frau bzw. der Junge als Mann zu sehen und zu akzeptieren lernen. Der Wunsch nach körperlicher Nähe und Zärtlichkeit enthält in dieser Zeit immer auch den Wunsch, den »neuen« und noch ungewohnten Körper vom jeweiligen Partner bestätigt und anerkannt zu finden.

Dabei spielen natürlich die gesellschaftlichen Rollenvorbilder, wie sie uns in den Massenmedien ständig präsentiert werden, eine wichtige Rolle; vor diesem Hintergrund ist es nicht überraschend, daß Mädchen sich stärker mit dem Aussehen ihres Körpers beschäftigen als Jungen und auf der Skala des Selbstwertgefühls im Durchschnitt etwas niedriger liegen als Jungen.⁵ Mädchen werden nach wie vor stärker nach ihrem Äußeren beurteilt als Jungen, so daß sie sowohl bewußter auf die mögliche Diskrepanz zwischen Ideal und Realität reagieren als auch spüren, daß sie in einer männlich geprägten Kultur zu wenig Anerkennung um ihrer selbst willen finden. In Katrins Fall ist es offensichtlich, wie das Aussehen und ihr Bild ihres Körpers zur Labilität ihres Selbstwertgefühls beigetragen haben.

Und wahrscheinlich ist auch die Tatsache, daß vorwiegend Mädchen an Anorexie leiden, ein Ausdruck dieses Zusammenhangs.⁶

In der Adoleszenz kommt es zudem zu tiefgreifenden *Veränderungen der intellektuellen und »ideologischen« Dimension*. Die Fähigkeit, abstrakt und kritisch zu denken, nimmt rapide zu (Piaget spricht von der Fähigkeit zu formalen Denkopoperationen, die nicht mehr an der äußeren Realität überprüft werden müssen⁷). Autoritätspersonen (Eltern, Lehrer, Pastoren etc.) werden mit ihren Meinungen und Werten nicht mehr einfach akzeptiert, die Jugendlichen entwickeln eigene »Ideologien«, eigene Perspektiven über ihr Leben, über Gott

und die Welt, über Gegenwart und Zukunft, die manchmal hochgradig idealistisch und einseitig sind und mit Heftigkeit und Energie vertreten werden. Das, was die Elterngeneration an glaubhafter und tragfähiger Haltung vorlebt bzw. anzubieten hat, ist in der Regel nicht besonders überzeugend für junge Menschen – wie soll eine(r) Selbstbewußtsein gewinnen, wenn er sich solchen wenig glaubwürdigen Werten einfach anschließt? Deswegen ist der Idealismus, die Einseitigkeit, auch die Ich-Zentriertheit der eigenen, neuen Ideologien notwendig, um die dahinterliegende Unsicherheit zu kompensieren – denn alles, was die Jugendlichen empfinden und tun, ist durchzogen von der latenten Furcht, eben doch noch nicht erwachsen und damit »voll-wertig« zu sein. Diesem emotionalen Absturz in Ohnmachtsgefühle müssen sie aggressiv begegnen – oder die »negative Identität« (Erikson) bewußt wählen und als Gegenbild zur Existenzweise der Elterngeneration provozierend ausbauen. Wie in früheren Jahren die Hippies, so sind in der heutigen Szene Punks und Skinheads auch von dieser Perspektive her zu verstehen: Auch die oft überraschend schnelle und unkritische Identifikation mit gegenüber dem Lebensstil der Eltern alternativen Vorbildern gehört in diesen Zusammenhang.

Eng damit verbunden sind *die sozialen und emotionalen Veränderungen*: Eltern und Lehrer sind nicht mehr die hauptsächlichen Gesprächspartner in dieser Lebensphase: Die Clique der Gleichaltrigen und der beste Freund/die beste Freundin werden zunehmend wichtig, um über sich selbst, über Wünsche und Enttäuschungen, Hoffnungen und Ziele reden zu können. Das dauernde Zusammensein und endlose Reden und Austausch hat den Zweck, sich im Spiegel des/der anderen besser kennenzulernen, die eigenen Merkmale, Fähigkeiten und Grenzen schätzen zu lernen und so allmählich zu einer unverwechselbaren Identität zu finden, der in fremden und eigenen Augen ein einzigartiger Wert zukommt.⁸

Auch jugendliche Sexualität hat viel mit diesem Wunsch nach Nähe und narzißtischer Bestätigung zu tun – es ist deswegen sehr bedauerlich, daß die gesellschaftlichen Normen (durch Filme und Werbung) im Grunde nur die genitale Sexualität als Verhaltensmodell anbieten und damit die Jugendlichen zu einer Form von Sexualität provozieren, die ihrer emotionalen und sozialen Entwicklung häufig noch gar nicht entspricht. Es besteht die Gefahr, daß sie Sexualität dadurch vorwiegend funktional erleben und ihre wirklichen Bedürfnisse nach Wärme, Nähe und Zärtlichkeit zu wenig entwickeln können.

Die Jugendlichen wollen Selbständigkeit und Freiheit. Sie wollen und müssen sich ausprobieren und darin sich selbst, ihre Kraft und Leistungsfähigkeit spüren können. Gleichzeitig ist immer auch ein intensiver Wunsch nach Geborgenheit, Liebe und Sicherheit vorhanden – eine Spannung, der zu entsprechen die begleitenden Erwachsenen vor keine leichten Aufgaben stellt. In Katrins Fall waren die Eltern mit dieser Spannung allem Anschein nach überfordert, so daß Katrin wiederum nur die totale Abgrenzung übrigblieb.

In den westlichen Gesellschaften kommen *Arbeit und Leistung* (unter anderem in Gestalt von Verdienst und der dadurch ermöglichten Statussymbole) *als Form der Realisierung von Identität* und als Möglichkeit zur Stärkung von Selbstwertgefühl besondere Bedeutung zu. Jugendliche, die weiterführende Schulen bis hin zur Universität besuchen und dadurch bis in ein relativ fortgeschrittenes Alter finanziell abhängig bleiben, finden sich diesbezüglich häufig in einem besonderen Dilemma: Es wird ihnen einerseits eine große Arbeitsleistung abverlangt (viele Schüler in der Oberstufe kommen leicht auf einen Acht-Stunden-Tag!), andererseits findet das Ergebnis dieser Anstrengung (wenn sie nicht wirklich gute Schüler sind) kaum Anerkennung. Schüler, Auszubildende(r), Student zu sein, ist eine höchst marginale Rolle, deren Bedeutung im wesentlichen von dem Versprechen zukünftig zu erreichender Ziele lebt, die aber für das Selbstwertgefühl in der Gegenwart wenig austrägt. Während Erikson bei der Entwicklung seiner Theorie der Identität in den 40er und 50er Jahren noch von einem von der Gesellschaft den Jugendlichen gewährten »Moratorium« sprach, scheint es in der Gegenwart so, daß diese Zeit immer weniger den Charakter wirklicher entlasteter Offenheit und Experimentiermöglichkeit anbietet.

Suche nach Selbstwert: Suche nach Sinn

Die Suche nach Identität und Selbstwert hat häufig eine *implizite religiöse Dimension*. Denn die Suche nach sich selbst ist immer verknüpft mit der Suche nach einem glaubwürdigen Gegenüber, nach einem umfassenden Sinn, nach einer anderen Wirklichkeit, in der die quälenden Widersprüche des eigenen Lebens, der gegenwärtigen Wirklichkeit aufgehoben sind.

Ein bewegendes *Beispiel* für diese implizite religiöse Dimension, für

die Tiefe und Komplexität der Suche nach einer heilenden Wirklichkeit ist der folgende Brief, der Tobias Brocher nach einer Gastvorlesung in den USA von einem unbekanntem Studenten übergeben wurde:

■ »Bitte höre, was ich nicht sage! Laß Dich nicht von mir narren. Laß Dich nicht durch das Gesicht täuschen, das ich mache. Denn ich trage tausend Masken – Masken, die ich fürchte abzulegen. Und keine davon bin ich. So tun als ob ist eine Kunst, die mir zur zweiten Natur wurde. Aber laß Dich dadurch nicht täuschen, um Gottes willen, laß Dich nicht von mir narren.

Ich mache den Eindruck, als sei ich umgänglich ... Aber glaube mir nicht, bitte, glaube mir nicht. Mein Äußeres mag sicher erscheinen, aber es ist meine Maske. Darunter ist nichts Entsprechendes. Darunter bin ich, wie ich wirklich bin: verwirrt, in Furcht und alleine. Aber ich verberge das. Ich möchte nicht, daß es irgend jemand merkt. Beim bloßen Gedanken an meine Schwäche bekomme ich Panik und fürchte mich davor, mich anderen überhaupt auszusetzen. Gerade deshalb erfinde ich verzweifelt Masken, hinter denen ich mich verbergen kann: eine lässige, kluge Fassade, die mir hilft, etwas vorzutäuschen, die mich vor dem wissenden Blick sichert, der mich erkennen würde. Dabei wäre dieser Blick gerade meine Rettung ... Wenn er verbunden wäre mit Angenommenwerden, mit Liebe. Das ist das einzige, das mir die Sicherheit geben würde, die ich mir selbst nicht geben kann: daß ich wirklich etwas wert bin.

Aber das sage ich Dir nicht. Ich wage es nicht. Ich habe Angst davor. Ich habe Angst, daß Dein Blick nicht von Annahme und Liebe begleitet wird. Ich fürchte, du wirst gering von mir denken und über mich lachen – und Dein Lachen würde mich umbringen. Ich habe Angst, daß ich tief drinnen in mir selbst nichts bin, nichts wert, und daß Du das siehst und mich abweisen wirst. So spiele ich mein verzweifelt Spiel: eine sichere Fassade außen und ein zitterndes Kind innen ... Ich möchte wirklich echt und spontan sein können – einfach ich selbst, aber Du mußt mir helfen. Du mußt Deine Hand ausstrecken, selbst wenn es gerade das Letzte zu sein scheint, was ich mir wünsche ... Nur Du kannst mich zum Leben rufen. Jedesmal, wenn Du freundlich und sanft bist und mir Mut machst, wenn Du mich zu verstehen suchst, weil Du Dich wirklich um mich sorgst, bekommt mein Herz Flügel – sehr kleine Flügel, sehr brü-

chige Schwingen, aber Flügel! Dein Mitgefühl und die Kraft Deines Verstehens hauchen mir Leben ein. Ich möchte, daß Du das weißt.

Ich möchte, daß Du weißt, wie wichtig du für mich bist, wie sehr Du aus mir den Menschen machen kannst, der ich wirklich bin – wenn Du willst. Bitte, ich wünschte, Du wolltest es. Du allein kannst die Wand niederreißen, hinter der ich zittere. Du allein kannst mir die Maske abnehmen. Du allein kannst mich aus meiner Schattenwelt, aus Angst und Unsicherheit befreien, aus meiner Einsamkeit. Übersieh mich nicht, bitte übergeh mich nicht. Es wird nicht leicht für Dich sein. Die lang andauernde Überzeugung, wertlos zu sein, schafft dicke Mauern. Je näher Du mir kommst, desto blinder schlage ich zurück. Ich wehre mich gegen das, wonach ich schreie. Aber man hat mir gesagt, daß Liebe stärker sei als jeder Schutzwall, und darin liegt meine Hoffnung. Versuche diese Mauern einzureißen, mit sicheren Händen, aber mit zarten Händen: Ein Kind ist sehr empfindsam.

Wer ich bin, fragst Du? Ich bin jemand, den Du sehr gut kennst. Ich bin jedermann, den Du triffst – jeder Mann und jede Frau, die Dir begegnen.«⁹

Viele Jugendliche leiden unter der Diskrepanz zwischen der erlebten Realität in ihrem Elternhaus, in der Schule, im gesellschaftlichen Umfeld einerseits und ihren Utopien, Idealen und Wunschvorstellungen andererseits. Sie suchen immer auch *eine Vision*, Zeichen einer anderen, einer heilen und heilenden Wirklichkeit jenseits der ziemlich gnadenlosen Leistungs- und Konsumgesellschaft. Sie suchen nach einem *Gegenüber*, das einerseits konkret greifbar und erlebbar ist, in dem sie sich spiegeln, an dem sie sich orientieren können, und das andererseits über sich hinausweist, das Ganze des Lebens, seinen Sinn, sein Ziel in den Blick bringt und darin deutlich religiöse Züge gewinnt.

Adressaten für die Suche nach dem eigenen Leben

Wo gibt es für junge Menschen die Möglichkeit, für solche stummen Schreie einen Adressaten zu finden, über die dahinterstehenden schlimmen Erfahrungen zu reden? Wo gibt es für sie Raum, Zeit und eine vertrauensvolle Atmosphäre, um die Differenz von Anspruch

und Wirklichkeit, von gesellschaftlicher Entwertung und der Sehnsucht nach unendlichem Wert offen anzusprechen und zu bedenken und darin gemeinsame *Solidarität* zu erleben? Wo kann die Suche nach dem Sinn des Lebens, die Sehnsucht nach einem geborgenen und zugleich von den kleinlichen Zwängen des Alltags befreiten Leben zur Sprache gebracht werden, ohne gleich der Lächerlichkeit preisgegeben und von den üblichen Leistungsanforderungen erschlagen zu werden?

Eine 15jährige Schülerin deutet im Religionsunterricht an, in welcher Richtung sie Hilfe erwartet:

■ »Ach, wissen Sie, wenn es das wirklich gäbe, das mit der Gnade und der Vergebung der Sünden, dann müßte man doch viel öfter etwas davon merken. In Wirklichkeit muß man immer fit sein; man darf keine Fehler machen, sonst ist man gleich out. Vielleicht hat man ja mal einen Freund, der sich wirklich für einen interessiert; mit dem kann man dann auch mal über eigene Fehler reden – aber auch nur solange, wie man gegen den keinen Fehler macht. Die Kirche gibt einem von der Gnade nur die Idee, aber nicht die Sache selbst.«¹⁰

Kirchliche Jugendarbeit, Konfirmandenunterricht oder Religionsunterricht, die diese Fragen erkennen und ernst nehmen, bekommen eine *seelsorgerliche Dimension*. Denn, das ist doch unübersehbar, das Bedenken, Besprechen und Bearbeiten dieser Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach den Grundlagen der Hoffnung auf eine gelingende Zukunft und nach den Maßstäben für verantwortliches Handeln kann für die Betroffenen schon Gnade und Vergebung, Zeichen eines anderen Lebens sein, weil es sie der Gnadenlosigkeit der gesellschaftlich vorgegebenen Bahnen für die Suche nach Identität und Selbstwert wenigstens vorübergehend entnimmt. Eine 19jährige Schülerin formuliert es positiv:

■ »Ich glaube an Gott, weil ich sonst vollkommen verlassen wäre. Ich glaube daran, daß es irgend etwas gibt, was mich hält, auch wenn alle anderen mich fallenlassen. Ich habe kein Bild von Gott. Er ist für mich die Inkarnation des Guten, des Verstehens und des Verzeihens. Ich weiß immer, wenn es mir schlecht geht, kann ich mich an ihn wenden. Wenn ich mir dann alles von der Seele geredet habe, geht es mir besser ...«¹¹

Eine theologische Beurteilung solcher Aussagen sollte nicht zu schnell deren allgemein-religiösen Charakter und die darin möglicherweise implizierte Entchristlichung und Entkirchlichung kritisieren. Im Vordergrund steht zunächst, daß Jugendliche auf der Suche nach Orientierung und Deutungsmöglichkeiten ihrer verwirrenden Lebenserfahrungen sind und in einem so formulierten Glauben («Vor Gott ist jeder einzelne wertvoll und unverwechselbar») *Stützung und Stabilisierung* ihrer Identität, ihres Selbstwerts erfahren können.

Um das Beispiel vom Anfang wieder aufzunehmen: Wäre Katrin der Suizidversuch erspart geblieben, wenn sie die Gelegenheit gehabt hätte, sich in ihrer Ausweglosigkeit vor einem verständnisvollen Gegenüber zur Sprache zu bringen? Was hätte es für sie bedeutet, wenn sie, wie jener unbekannte Student, ihre Sehnsucht nach Leben und Liebe in ähnlicher Weise hätte formulieren können?

Offene kirchliche Jugendarbeit kann Freiräume anbieten, in denen sie inhaltlich die Jugendlichen selbst, ihre Erfahrungen und Bedürfnisse zum Subjekt, zum Thema macht und kirchliche und konfessionelle Begrenzungen überwindet; und in denen sie methodisch *Arbeitsformen* findet und einsetzt, die den Inhalten angemessen sind: Gespräche in kleinen Gruppen; Angebote mit Medien zur kreativen Gestaltung; gemeinsames Meditieren von Symbolen und Gottesbildern; die Realisierung von Projekten in der Gemeinde, in deren Rahmen auch die Übernahme von Selbstverantwortung möglich ist; offene und realistische Begegnungen mit den erwachsenen Begleitern, die sowohl Offenheit und Verständnis als auch klare Abgrenzung und Auseinandersetzung anbieten etc. Damit sind Wege angedeutet, wie kirchliche Arbeit Jugendlichen bei der Suche nach Identität und Selbstwert wichtige Hilfestellungen anbieten kann.

X Leseratschläge

Erikson, E.H., *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt 1966

Haußer, K., *Identitätsentwicklung*. Harper & Row, UTB 1983

Veit, M., *Alltagserfahrungen von Jugendlichen, theologisch interpretiert*. *Jahrbuch für Religionspädagogik*, hg. von P. Biehl u.a. Bd. 1. Neukirchen 1984, S. 3-28

Anmerkungen

- 1 **Erikson, E.H.**, *Jugend und Krise* 1970, S. 170
- 2 In der Tradition des symbolischen Interaktionismus wird von einer balancierenden Identität gesprochen. Vgl. dazu z.B. **Krappmann, L.**, *Soziologische Dimensionen der Identität*, 1973, S. 32ff
- 3 **Haußer, H.**, *Identitätsentwicklung*, 1983, S. 65. vgl. auch **Bohleber, W.**, *Die verlängerte Adoleszenz und ihre Bedeutung für die Identitätsbildung*. *WzM* 41 (1989), S. 16ff
- 4 Zitiert bei **Haußer, H.**, S. 89 und S. 132
- 5 **Benson, P./Williams, D./Johnson, A.**, *The Quicksilver Years. The Hopes and Fears of Early Adolescence*. San Francisco 1987, S. 43ff
- 6 Vgl. dazu **Bruch, H.**, *Der goldene Käfig*, 1987
- 7 Vgl. dazu **Oerter, R.**, *Moderne Entwicklungspsychologie*, 1974, S. 449ff
- 8 »Der Blick in den sozialen Spie-

- gel vermittelt ... dreierlei: Die Vorstellung meiner Erscheinung beim Anderen, die Vorstellung seiner Bewertung meiner Erscheinung und ein bestimmtes Selbstwertgefühl darüber wie zum Beispiel Stolz oder Kränkung.« (**Haußer, H.**, 1983, S. 69)
- 9 **Brocher, T.**, zitiert bei **Sölle, D.**, *Die Hinreise*, 1975, S. 121ff
 - 10 Aus **Veit, M.**, *Alltagserfahrungen von Jugendlichen, theologisch interpretiert*. In: *Jahrbuch der Religionspädagogik*, Bd. 1, 1985, S. 4
 - 11 Zitiert bei **Nipkow, K. E.**, *Erwachsenwerden ohne Gott?* 1987, S. 82f